

Von Wien hinab in die tiefe Südsee

Anmerkungen zu Carol Reeds neuem Film „Der Verdammte der Inseln“

Wer den wohl schönsten Nachkriegsfilm, den „Dritten Mann“, geschaffen hat, der hat ein Anrecht darauf, daß man seinem nächsten Film mit besonderer Aufmerksamkeit entgegen sieht. Carol Reed, der blonde Hüne aus England, ist dieser Mann. Er befindet sich in einer angenehmen Lage, steht er doch dem Publikum nicht mehr als Unbekannter gegenüber, sondern als gern Erwarteter. Gleichzeitig muß ihn diese Zuneigung mit Unruhe erfüllen, denn man erwartet viel, vielleicht zu viel, von ihm. War im vorigen Film Außerstes geleistet worden, so erwartet man nun noch Stärkeres, belastet also die kommende Leistung mit einer Hypothek des Vertrauens.

Carol Reed weiß das. Er mußte befürchten, daß die seinerzeit so lobende Kritik an den neuen Film noch strengere Maßstäbe anlegen würde als jene, nach denen der „Dritte Mann“ gemessen werden wollte. Um dem zu begegnen, entzieht Reed den damals gewonnenen kritischen Normen den Grund, indem er sich einem Thema zuwendet, das nichts mit dem alten zu tun hat. Er entweicht aus dem irgendwie doch noch „heimatlichen“ Wien ins Exotische. Darüber hinaus verläßt er die heutige Zeit und bemächtigt sich des Romans eines längst verstorbenen Schriftstellers, des Polen Joseph Conrad, und dreht nach ihm den Film „Der Verdammte der Inseln“.

Hätte vor dem „Dritten Mann“ der Film „Kleines Herz in Not“ gelegen, so folgt nun ein Abenteuerfilm. Drei gänzlich verschiedene Themen und Welten, und doch alle drei Male das Seelenstudium und die Seelendarstellung als das Wesentliche. Beim „Kleinen Mann“ die Welt des späten europäischen Bürgertums, deren degenerierte Menschtypen die klare Vorstellungswelt eines Knaben ins Wan-

ken bringen, beim „Dritten Mann“ irrlichternde Charaktere in einer ausgebrannten Stadt, beim „Verdammten“ die noch intakte Welt der Kolonialweißen, in der aber der Eine, der seelisch Abgleitende, sich an eine Urnatur von Weib verliert und daran zugrunde geht.

Was soll man zu dem neuen Film „Der Verdammte der Inseln“ sagen? Soll man über-

flüssigerweise anmerken, daß das kein Reed mehr ist, wie wir ihn kannten, oder soll man sich daran halten, daß Reed hier wieder etwas Neues versucht hat? Ganz selbstverständlich hat der junge, mächtige Regisseur sich wieder an etwas Neuem versucht. Das ist ja gerade das Charakteristikum des starken Regisseurs, daß er immer wieder an etwas anderes herangeht. Genau so wie es die Kennmarke schwacher Filmregisseure ist, daß sie sich an Aufgaben anklammern, an denen sie sich einmal bewährt haben. Sie werden die Konfektionäre der Filmindustrie und sind als solche für die Kritik unergiebig. Der starke Regisseur wagt sich an neue Aufgaben. Er wirft bis zu einem gewissen Grade das bisherige Handwerkszeug weg und riskiert einen Mißerfolg . . . und erringt gerade damit im Erfolgsfalle den neuen Triumph.

Bis zu diesem Augenblick sah ich Reeds neuen Film nur in der Urfassung (also englisch gesprochen). Ich war bereits in einen anderen Saal eingetreten, um auch die synchronisierte Fassung (deutsch gesprochen) kennenzulernen, doch trieb es mich plötzlich wieder hinaus, als mir aus den gleichen Schauspielermündern die „andere“ Sprache entgegentönte. Ich basiere also mein Urteil auf der authentischen Form des Films.

Aus der Uraufführung, die diesmal in Deutschland (Düsseldorf) stattfand, im Beisein des Filmschöpfers, ging ich heim wie unter einem tropischen Regen. Das hatte zwei Gründe. Einmal den, daß der Film im klatschenden Regen endet, und zum anderen den, daß dieser Film wie eine donnernde Dusche unaufhörlicher Impressionen auf uns niedergeht. Er wälzt sich uns entgegen und bezieht uns auf eine gefährliche Weise in sich ein.

Daraus aber erwächst bereits ein Kriterium.

Es ist Carol Reed gelungen, die Welt des Gezeigten ganz nahe an den Zuschauer heranzuschieben. Sie begreift ihn ein. Atemlos wird er mitgerissen von einem Geschehen, das nur dann eine Besinnungspause gewährt, wenn die Akteure sich vereinzeln und Dialoge führen. Und selbst dann verrutscht unablässig die Ebene, denn plötzlich geht ein heftig sich entwickelnder Wortwechsel „auf und davon“, oder es trifft sich die unheimliche, rabiate, insinuerende, aber stets schweigende (!) Aussage der Exotin Aissa mit dem Liebesgestam-

mel des Abenteurers Willems, dessen leidenschaftliche Ausbrüche auf dem samtene Fels der Frauenhaut Aissas zerbrechen. Oder es reißt den Zuschauer in die tropische, tückische Wasserstraße, auf Riffe, und die Kamera zwingt ihn, zwischen schrecklichen Felsen hindurch die hin- und hergerissene Takelage des Seglers, der die handelnden Menschen in diese paradiesische Hölle führt, angstvoll anzustarren. Der Zuschauer wird keinen Augenblick im Zustande des bequemen Betrachtens, des typischen Kinozustandes, gelassen, sondern er wird — leidend — aktiviert. Er selbst gerät mit ins Schleudern, wird persönlich bedroht; wird selbst von Aissa „probiert“. Die Bildfolge in ihrem heftigen Schnitt überwältigt. Was der Zuschauer sieht, in der Wabe der Hütten, im von Kindern wimmelnden Hafen, wo Kanoes wie besessen die Leinwand zersägen, wenn eine Mauer verhutzelter Weiber, eine Wand zusammengeschrumpfter Männer, ein Pandämonium nackter Negerlein die Spielfläche des Films „hinter sich lassen“, wenn die böartig neugierige Kamera Schlünde dem Blick eröffnet, indem sie Felstürme beiseiteschiebt wie mit einem muskulösen Arm, und die Segelmaste hin- und herknirschen und bis zum Gefahrenpunkt hinabtauchen, dann muß eigentlich die Leinwand zerreißen.

Wurde jemals eine solch tolle Szene gedreht wie die Liebeszene Aissas mit Willems, in der lauernde, neugierige Kleinmädchenaugen den aufreizenden, sirenenhaften Chor, den vor Lust kichernden Kommentator machen? Oder wo Willems, von einer Knabenhorde geneckt, ins Wasser plumpst? Sah man jemals einen verlorenen Menschen, den eine Alraune in sehr langen Armen und Fingern hat, so hektisch verhext seine Wege machen?

Der Film ist nicht koloriert, aber er hat die Farbe nicht nötig. Er hat keinem Plastikverfahren unterlegen, und ist plastisch. Er ist nicht, wie der „Dritte Mann“, durch eine Melodie, mit einem Instrument phonetisiert, sondern nur mit einer Geräusch- und Musikkulisse versehen, die nicht einmal sonders originell wirkt. Wenn noch der Titel mit ritenhaften Tänzen (wie man sie aus Bali kennt) unterlegt